



Nordirisches Mordopfer: Schauer kriegserfahrener Bürger

wechselt — von einer Protestanten-Kneipe zu einer Katholiken-Schenke.

Gerüchte von Folterkammern, Todes-Teams und einem verruchten Mörder, der sich Jack the Ripper nennt, treiben die Nordiren in immer neue Ängste. Die Katholiken erinnern an die Drohungen des Protestanten-Führers William Craig, der angekündigt hatte, notfalls würden die Protestanten in einer Art Selbsthilfe Terroristen „liquidieren“. Der katholische Abgeordnete Paddy Devlin will von einer Terror-Truppe wissen, die von einem „verrückten, äußerst gefährlichen Mann“ geführt wird, der „mit dem Messer auf viele Opfer losgegangen“ sei.

Der Polizei fehlt von den Tätern meist jede Spur. In die Katholikenviertel kommt sie noch immer nur unter dem Schutz britischer Soldaten. Ohne Unterstützung der Bevölkerung aber sind die Täter kaum zu fassen. Tips aus dem Volk wollen sich die Briten deshalb künftig viel kosten lassen: Für Hinweise, die zur Verurteilung eines Mörders führen, setzte London 50 000 Pfund Belohnung aus.

RAUSCHGIFT

Pudding von Sigi

70 000 Pilger auf der Traumstraße der Hippies nach Indien und Nepal machen jährlich in Kabul Rast. Drogenhandel und Verbrechen florieren, die Stadt ist für Jugendliche aus Europa und Amerika Himmel und Hölle.

Er ist 1,72 Meter groß, sein Kopf ist kahlgeschoren. Irgendwann kam er aus Europa ins afghanische Kabul, irgendwann schluckte er da 114 Pillen LSD und fand vom großen Trip nicht

* Psychedelisches Monument auf dem Grab des Drogenopfers Jahrmarkt.

mehr zurück. Geld, Paß und Gedächtnis hat er verloren. Die Gefängniswärter in Kabul, die den Unbekannten bewachen, schätzen ihn auf 19.

Aus Amerika kam William Joseph Jahrmarkt zum Fixen nach Kabul, die Frau und drei kleine Jahrmarkt-Kinder brachte er mit. Eines Nachts, nach einem guten Schuß Morphin, schoß sich Bill aus Versehen mit seiner Pistole in den Unterleib. Er verblutete, denn auch Mrs. Jahrmarkt war high.

In Erlangen lernte Ex-Hilfsschüler Siegfried Zuern, 29, genannt Sigi, das Fixen. Nach Apothekeneinbrüchen verspielte er mit immer neuem Ampullenklau die richterliche Bewährungschan- ce; 1967 setzte er sich ab ins Königreich Afghanistan, nach Kabul.



Hippie-Grab*, unbekannter Hippie in Kabul: Fernen Erleuchtungen entgegen

Im feinen Stadtteil Schahr-e-Nou mietete Sigi eine Villa, taufte sie „Sigis Hotel“ und machte Geld mit Wiener Schnitzel und vorzüglichem Kartoffelsalat für 1,40 Mark, Geld auch mit Betten für 90 Pfennig (im Saal) bis 2,50 Mark (im Doppelzimmer) für all jene, die wie er mit Angst oder Träumen durch die persische Wüste oder über den Khaiber-Paß gekommen waren.

Der Unbekannte, Herr Jahrmarkt, Sigi — das sind drei Akteure in Storys von Strandgut, Tod und Erfolg in Kabul, typischen Storys für die jährlich 70 000 „Travellers“ aus Amerika und Europa am Knotenpunkt des „Hippie-Highway“.

Kabul ist die erste Station der Sehnsucht auf der Traumstraße der Hippie-Generation. Hier ruhen die Reisenden nach der strapaziösen Tour durch die Wüste von Herat aus — Hascher und Ausgeflippte, Träumer und Abenteurer —, bevor sie zu Fuß, in klapprigen Afghanenbussen, in ausrangierten Londoner Doppeldeckern, verramschten Bussen der Bundespost oder in komfortablen Camping-VW den Rest der Reise antreten: Ins bergumschlossene Nepal nach Katmandu im Sommer, zum milden Märchenbuchstrand von Goa an Indiens Westküste im Winter.

Mindestens 10 000 dieser Reisenden befinden sich — auf der Hin- oder Rücktour — immer in Kabul. Verkleidet als Lawrence von Arabien, als Harremsschöne, als einfache Sadhus oder Nomaden des wilden Kurdistan gehören sie längst zum Panorama der Step-pensiedlung. Ihre Visa gelten einen Monat, aber gegen 50 Afghanis, zwei Mark, verlängert jeder Ausländerpoli-zist in Kabul gern die Aufenthaltsge-nehmigung.

Es gab Zeiten, da wollten die Afghanen von den Fremden kein Geld. Mitte der sechziger Jahre, als die ersten Blumenkinder und Friedensjünger über den damals noch schlecht ausgebauten Asian Highway fernen Erleuchtungen entgegenpilgerten, wurden sie von den Einheimischen beherbergt und bestaunt.

Waren sie auch oft ohne Geld über die Grenze gekommen, so konnten sie



meist nach wenigen Tagen in Kabul im „Khyber“-Restaurant (Bauherr und Eigner: das Königliche Finanzministerium) bei Hasch und Hammel Dichterlesungen beiwohnen: Afghanen, deren Durchschnittseinkommen im Monat bei 18 Mark liegt, hatten den Gästen Münzen zugesteckt. „Wer keine Schuhe trägt“, meinte ein Tagelöhner, „ist noch ärmer als wir.“

Bloße Füße rühren heute keinen Afghanen mehr, er weiß die Hippies und Pseudohippies unterdessen beim auch anderweitig geläufigen Namen zu nennen — „freaks“, Irre.

Für den Einfall nicht mehr so friedlicher, motorisierter Freak-Horden rüstete sich Kabul mit 400 Hotels der billigsten Klasse. Apotheker, Zigarettenhändler und Basarkaufleute deckten sich ein mit Drogen. Sie und Dealer aus dem Ausland profitieren, korrupte Staatsbeamte halten die Hand auf, die Augen zu, der Handel mit gestohlenen Pässen und gefälschten Stempeln blüht, die Kriminalität steigt steil nach oben.

„Früher war die afghanische Gastfreundschaft unter den Touristen Legende“, klagte eine Reisende, „heute herrscht in Kabul nur noch eine Stimmung: die Stimmung gegenseitiger Ausbeutung.“ Kabul, weiland Zwischenhimmel, birgt mehr und mehr höllische Gefahren fürs fahrende Jungvolk.

So kreperte ein 29-jähriger Kybernetiker von der Universität London im dreckigen Schah-Faladi-Hotel, nachdem er wochenlang von Morphinum und alten Brotkrumen gelebt hatte. Ein Landsmann stürzte sich im Rausch aus einem Hotelfenster, nachdem er sich auf der Suche nach seiner Pulsader vergeblich den Arm aufgeschlitzt hatte. Afghanische Ärzte diagnostizierten Vollrausch und ließen den Engländer vor dem Hotel ablegen, wo er an den Folgen eines mehrfachen Schädelbasisbruchs starb.

Vier französische Teenager fielen in der südafghanischen Provinzhauptstadt Kandahar religiösem Wahn zum Opfer. Der örtliche Mullah wollte, nach einem gemeinsamen Joint, ein vom Koran gepriesener „ghasi“, ein Heidentöter werden und wurde es auch. Mit seinem Dolch schächtete er die schlafenden Jugendlichen.

Der Mullah konnte sich seiner Heiligkeit nicht lange freuen. König Sahir ließ ihn hängen. Denn bringen die Hasch-Jünger auch kaum Reichtümer mit — den kranken Staatshaushalt des Unter-Entwicklungslandes helfen sie allemal zu polieren. 150 Dollar im Schnitt, errechneten Kabuls Touristikexperten, läßt jeder Hippie im Land, das macht immerhin über zehn Millionen Dollar pro Jahr.

Den größten Anteil dieses Geldsegens sahnt die Billig-Hotellerie ab, einheimische Kollegen von Sigi aus Erlangen. Sigi begann seine Karriere als Herbergsvater mit Drogenabstinenz und Puddingkochen für hungrige Blumenkinder. Jetzt kontrolliert er sein honet-



Ritualmord-Opfer in Kandahar
Ende einer Legende

tes Hotel von Pakistan aus — ein deutsches Auslieferungersuchen trieb ihn in den Nachbarstaat.

„Sigi's Hotel“, in dem auch deutsche Diplomaten gern für wenig Geld „good food and rice pudding“ (Sigi-Reklame) verzehren, ist allerdings in einer Hinsicht eine Rarität: Es darf nicht gefixt werden. In den anderen Hotels sind Kiffer wie Fixer sicher. Jeder tüchtige Wirt schmirt bei der Polizei einen Informanten, der die höchst seltenen Razzien rechtzeitig ankündigt. Letztlich lebt Kabul gut vom Drogenmarkt.

Rauschmittel, harte wie weiche, sind reichlich, preiswert und gefahrlos zu erwerben. Ein Kilo Haschisch der Marke „schwarzer Afghan“ etwa kostet knapp 123 Mark (Grammpreis in bundesdeutschen Diskotheken letzte Woche: zwischen neun und elf Mark), Heroin pro Gramm 40 Mark, und das gereicht einem gestandenen Fixer zu drei guten „main trips“.

Hasch, Opium und Heroin stammen aus der Landesproduktion, die zwar illegal ist, aber geduldet wird, da sie auch ärmsten Untertanen das tägliche Fladenbrot beschert.

Vergebens versuchten bislang deutsche und amerikanische Landwirtschaftsexperten die Kirgisen zwischen Pamir und Hindukusch für Ersatzanbauten zu erwärmen. Auf deren zimmergroßen Feldchen, die obendrein noch sieben Monate lang von Schnee bedeckt sind, ist Mohn- und Hanfkultur immer noch lukrativer als die Zucht von Tomaten und Sonnenblumen.

Morphin in Röhrchen auf dem Markt von Kabul stammt von der Firma E. Merck, Darmstadt. Deutsches Spengut vom November 1970, verladen für schmerzgepeinigtes Flutopfer in Bengalen, beseelt jetzt Weltschmerzgepeinigtes zwischen Marx und Buddha.

Vom westpakistanischen Karatschi aus, wo die Spende festgelaufen war, gelangt sie über die Pharmedo Pakistan Ltd. und den Apotheker Mohammed Hussain and Sons in Peschawar nach Afghanistan — und nicht nur dahin: Im Mail-order-Verfahren können auch Deutsche — gegen 40 Dollar Luftpostbrief-Einlage — 100 Pillen des Präparats aus Deutschland über 20 000 Kilometer Umweg von Hussain erwerben.

In Kabul „fixen 90 Prozent der Franzosen, die Tommies haschen auch, Österreicher und Deutsche verdienen sich den Trip mit Prostitution“, weiß ein Hotelier zu klarifizieren.

Eine 19-jährige Helma aus Linz an der Donau, seit zwei Jahren auf Wanderschaft im Orient, bedient in der Tat zwischen ihren Trips frustrierte Muselmänner, die für eine Einheimische einen Monatslohn ausgeben müßten, gegen ein Sechstel der Summe. Sie nimmt 80 Afghanis, rund drei Mark pro Mann. Joe, ein 15-jähriger Strichjunge aus Alabama, kassiert mehr — acht Mark



Hippie-Hotel in Kabul: Gefahren für fahrendes Volk

—, weil er jüngst für sich und sein Hündchen ein Apartment gemietet hat. Ist die Not am größten, treibt es die Hippies zum Establishment. Den Herren des Establishments, den Diplomaten westlicher Länder, macht die Freizügigkeit der Drogenhölle Kabul schwer zu schaffen.

Nicht allein, daß in den sauberen Botschaftsstuben durch häufigen Kontakt mit abgebrannten oder ausgeraubten Süchtigen Hepatitis grassiert (den Konsul Hollands warf das verbreitete Fixer-Leiden drei Monate lang aufs Krankenlager). Die häufig erforderliche Amtshilfe reicht von Bargeldspenden, da Kabuls Banken die von Eltern verschollener Freaks überwiesenen Gelder gern zum zinsträchtigen Spekulieren nutzen, über Paßverteilung — Paßdiebstahl und -verkauf gehören zu den fettesten Schwarzmarktgeschäften — bis hin zur Last mit Leichen.

Im ersten Halbjahr 1972 registrierte die britische Botschaft in Kabul neun tote Landsleute, die sie entweder auf dem Ausländerfriedhof beisetzte oder in Zinksärge per Luftfracht nach England schickte. Wenn Angehörige die teure Todesfracht nicht zahlen konnten oder wollten, kauften die Briten für 1200 Afghanis Holz, verbrannten die Drogenopfer auf dem Scheiterhaufen und schickten nur die Asche heim.

Den Deutschen blieb das im selben Zeitraum erspart, sie hatten nur „OD“ (Überdosis)-Fälle und unheilbar Süchtige zurückzutransportieren. „Immerhin“, fand Paul Günther, bayrischer Kripo-Experte am Landeskriminalamt Kabul, „die Freaks, die hier sind, machen uns zu Hause keine Schwierigkeiten.“

Wie Günther suchen Fahnder vieler Nationen in Kabul zumindest Schmugglerkanäle auszuloten. Regierung wie Staatsbeamte Afghanistans unterstützen diese Mühen allenfalls mit sporadischen Schein-Aktionen, ansonsten verdienen sie am Drogenmarkt.

Zwar enteignete König Sahir seinen Sohn und Prinzen Nadir, der den Kabuler Nachtclub „Chinchilla“ als Treff von Haschern, Fixern und Dealern mit orientalischem Fingerspitzengefühl für den Zeitgeist betrieb, dafür entging es Beamten des Königs, daß amerikanische und kanadische Profis Druckkessel und Schweißgeräte ins Reich schafften und damit konzentriertes Hasch auf Schnüffelhund-feste Plastiktuben ziehen.

Wohl schnappten afghanische Zöllner unlängst eine Gespielin des in Kabul wegen Richterbeleidigung einsitzenden Frankfurter LSD-Königs Don Quentin Wilson. Die junge Dame hatte einen Gummipenis im Wert von 20 000 Mark bei sich — er war vollgestopft mit Heroin. Drei der ausgehöhlten Damenspielzeuge wurden dann noch im Hotel gefunden, ungestopft.

Ausländische Rauschgiftkommissare ziehen es jedoch vor, ausgespäte Kon-

Das Inhaltsverzeichnis für den SPIEGEL, Jahrgang '71, ist fertig.

Es hat 222 Seiten und enthält:

ein Namensregister

mit 23 030 Namen
und 34 354 Verweisungen

ein Sachregister

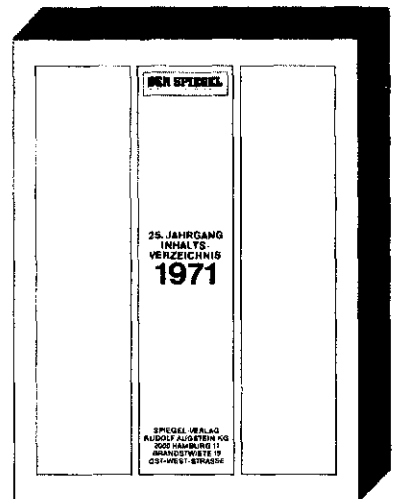
mit 18 161 Stichworten
und 24 595 Verweisungen

ein Firmenregister

mit 4 372 Firmennamen
und 5 953 Verweisungen

Heft- und Seitenhinweise zu
52 SPIEGEL-Ausgaben mit
4 733 redaktionellen Seiten.

Für 12 Mark wird der SPIEGEL- Jahrgang '71 zum aktuellen Lexikon.



Das neue Inhaltsverzeichnis kostet einschließlich Mehrwertsteuer und Porto DM 12,- und wird gegen Vorkasse geliefert. Die Überweisung wird auf das Postscheck-Konto 7137, Postscheckamt Hamburg, erbeten. Vermerk auf dem Empfangsabschnitt: »SPIEGEL, Inhaltsverzeichnis '71«. Bestellungen, die mit beigelegtem Verrechnungs-Scheck bezahlt werden sollen, bitten wir ebenfalls mit dem Hinweis »SPIEGEL, Inhaltsverzeichnis '71« zu versehen und an folgende Adresse zu richten:

SPIEGEL-Verlag
2000 Hamburg 11
Postfach 11 04 20



Hippie-Treff „Sigis Hotel“: Kartoffelsalat für Diplomaten

terbande per Absprache mit Zöllnern erst in Persien, der Türkei oder am besten durch Scotland Yard hochgehen zu lassen wie etwa beim schwedischen Spediteur Asbach, dessen mit 700 Kilo Haschisch veredelter Lkw ungehindert bis in Londons City rollen durfte.

Zu lasch erscheint den westlichen Drogenfahndern die Amtshilfe der afghanischen Kollegen. Kein Wunder: Im Königreich gibt es weder ein kodifiziertes Strafrecht noch Arzneimittel- oder Apothekengesetz. Leitfaden der Legislative ist noch immer das kanonische Recht des Islam.

Schwer wie die Spurensicherung der Täter ist somit auch die Hilfe für Hippies im Drogensumpf. Einer ihrer Helfer war der Amerikaner Floyd McLung, der Drop-outs eine „Freaks' Clinic“ für medizinischen Rat und ein Teehaus für Bibelstunden eingerichtet hatte.

„Die Drogenszenerie wird hier eher schlimmer als besser“, klagte er noch im Juli. Anfang August war das Teehaus geschlossen, an der Klinik hing ein Schild, „auf Anordnung unserer höchsten Autoritäten“ bleibe das Haus zu für den Rest des Sommers.

Ob die höchste Autorität Afghanistans Regierung oder Jesus war, wie manche Hippies meinen, ist bisher ungeklärt.

ENGLAND

Menschen auf dem Felsen

Aus Sorge um ihren Stützpunkt Gibraltar lieferte Englands Regierung zwei asylsuchende marokkanische Rebellen-Offiziere aus — in den fast sicheren Tod.

Der Premier hatte die Segel gesetzt, der Herr der Opposition wandelte in der Sonne. Englands Hafenarbeiter-Streik war ausgestanden, die britischen Asiaten aus Uganda noch nicht ange-

kommen. An Nordirlands Front nichts Neues — Tote, Zerfetzte, Bomben wie allemal — Minister Whitelaw war zur Jagd.

England feierte Ferien — da mochten sich nur wenige Briten erregen über zwei marokkanische Piloten, die — nach einem mißglückten Attentat auf ihren König — vergebens auf der britischen Felsen-Festung Gibraltar Zuflucht gesucht hatten.

Schon einen Tag nach der Attacke von vier Northrop-Überschalljägern auf eine Boeing 727 des aus Frankreich heimfliegenden Marokko-Monarchen Hassan informierte der Staatsminister im britischen Foreign Office, Joseph Godber, den marokkanischen Botschafter Wasani über die Entscheidung der Heath-Regierung: Das Ersuchen der Rebellen um politisches Asyl sei abgelehnt, statt dessen — „im Interesse des

öffentlichen Wohlergehens“ — die Deportierung der Offiziere verfügt worden.

England, das in seiner ruhmreicheren Vergangenheit Anarchisten und Putschisten jeglicher Couleur Asyl gewährte, das mit Bakunin, Kossuth, Lenin und Marx leben konnte und wohl kaum einen kommunistischen Piloten in einen östlichen Staat zurückschicken würde, verfügte, die beiden marokkanischen Putschisten abzuschicken, obwohl das, wie der Labour-Abgeordnete Ivor Richard prophezeite, „ihren Tod bedeuten könnte“.

Es sei zwar nicht angenehm, Menschen in den fast sicheren Tod zu schicken, meinte der rechte „Sunday Express“, doch wichtiger als das Überleben der Flieger-Flüchtlinge schien den Briten das „Wohlergehen Gibraltars“ und der „Menschen auf dem Felsen“, wie Staatsminister Godber argumentierte.

Seit die Spanier die Basis boykottieren, ist der Affenfelsen von Marokko abhängig. Aus dem Feudalreich jenseits der Meerenge beziehen die Briten Gastarbeiter, Hammel und Obst für den Stützpunkt. Ein Konflikt mit Marokko würde Gibraltar völlig isolieren.

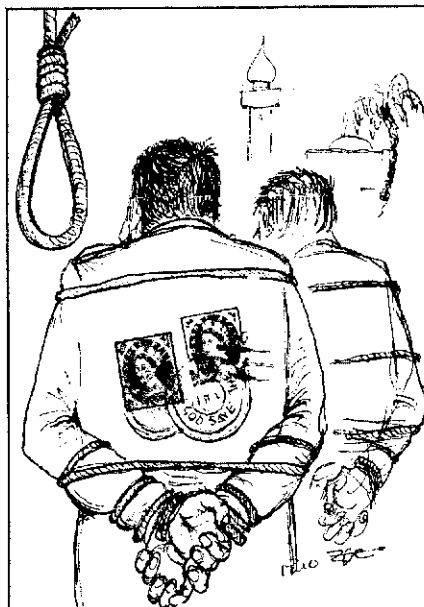
Daher schickte Englands Königin sogleich ein Glückwunsch-Telegramm an den maghrebinischen Monarchen und gratulierte zum Überleben. Im Foreign Office versicherte Staatsminister Godber dem königlichen Botschafter, wie „schockiert“ die Regierung sei über den „boshafte Anschlag“.

Obgleich zwischen Rabat und London kein Auslieferungsabkommen besteht, schickten die Briten die Putschisten umgehend zurück. Abgeordneter Richard: „Die Regierung handelte mit außerordentlich ungerechtfertigter Hast.“

Möglicherweise hätten die Rebellen besser daran getan, meinte die „Times“, wenn sie mit ihrem Helikopter in Francos Spanien gelandet wären. Denn die Briten behandelten sie nicht als politische Flüchtlinge, deren Anschlag einem Diktator galt, sondern schoben sie einfach als „illegale Immigranten“ ab. Sie seien damit, so die Paragrafen-Deuter des Foreign Office, gar nicht ausgeliefert, sondern lediglich „dorthin abgeschoben worden, woher sie gekommen sind“.

Zudem, so argumentierte das Amt im nachhinein, hätte Marokkos König versprochen, die Rebellen von einem ordentlichen Militärgericht nach den „bestehenden Rechtspraktiken“ zu richten.

Nach dem letzten Umsturz-Versuch im Juli vergangenen Jahres waren schon einmal Rebellen gerichtet worden: Drei Tage nach dem Putsch wurden zehn Offiziere vor surrenden Fernsehkameras erschossen.



Lc Canard Enchaîné, Paris

„Gott schütze den König“